Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(9. Fortsetzung.)

Die Geschwister sahen den Vater oben im Fenster stehen, den grauen Kalabreser über dem braunen Gesicht, aus dem die lachenden Augen in den hellen Morgen blitzten.

„Lauf, Susi, ich kann nicht mit! Lauf, Lauf!"

Sie drückte dem Kranken flüchtig die Hand und eilte davon.

Wenn der Vater lachte, war es immer ein Göttergeschenk. Susi kam sich diesem Lachen gegenüber sehr klein mit ihren eigenen Gedanken und Sorgen vor. Wehe ihr, wenn ein Schatten ihres Gesichts oder eine fremde Linie über den Lippen dieses Lachen auch nur einen Augenblick verscheuchte! Wie ändert sich das Leben, und wie ändern sich die Menschen! Früher war sie es, die alles daran setzte, das ernste Gesicht des Vaters aufzuheitern — heute war der Freiherr v. Rothkirch der allzeit Lachende, und seine Kinder ließen den Kopf hängen.

„Susanne — Weichling — Schwächling!" schalt sie sich. Da war sie wieder obenauf und in den Armen straffte sich die neue Kraft.

Frau Nataly stand schon mit dem roten Sonnenschirm im Treppenhaus. Ihre Wangen blühten. Sie ging Susi mit einem leichten, lebhaften Schritt entgegen.

„Und Wald kommt nicht?"

Ein Schatten flog über ihr Gesicht.

„Armer Junge!"

Sie wollte noch zu ihm hin, aber etwas Dunkles hielt sie zurück.

„Er könnte mir den Schmerz aus den Augen lesen! — Nein!"

Sie rief ihm über die Hecken einen Gruß zu. Dann stiegen die drei das malerische Gewirr der Felstreppen hinab, an den blühenden Dachgärten entlang zur kleinen Piazza des Städtchens und mieteten einen Wagen. Rothkirch ging noch zur Post und fragte nach Briefen aus Deutschland, denn sie hatten bisher noch keine einzige Zeile bekommen. Jetzt war allerlei da, von Bronin mit der festen Handschrift Tschammers, von Professor Ladenburg, von Lotte Wölflin und zuletzt ein dicker Brief mit den Zügen seines Bruders. Der Freiherr sah die kleinen, korrekten Buchstaben scharf an; sie hatten eine unsichere Physiognomie, und es legte sich etwas Beklemmendes auf seinen Atem. Rothkirch steckte den Brief in die Brusttasche.

„Hernach!"

Der alte Cocchieri auf dem Bock des leichten Einspänners nötigte Susanne zu sich herauf. Sie kannten sich schon, und er war glücklich, nicht stumm dasitzen zu müssen; Susi sprach das Italienische mit Temperament. Sie hatte Lottes Brief rasch überflogen; was sie suchte, fand sie nicht darin. Sie träumte ins Weite.

„Andate piu adagio, Antonio!"

Der Kutscher fuhr langsamer. Links das blaue Meer, rechts die bunten Berge. Es war eine unvergleichliche Fahrt auf dieser wunderbaren Seestraße durch Conca Marini, Furore und Prajano, wo haltgemacht wurde. Rothkirch brachte die Damen in einer freundlichen Osteria am Strand unter und machte sich auf ein halbes Stündchen frei. Er schlenderte durch die wenig belebten Gassen in die Weinberge, setzte sich auf einen Felsbock und zog hastig den Brief seines Bruders hervor.

Schon bei den ersten Zeilen verfinsterten sich seine Augen. Er nahm den Hut ab und warf ihn neben sich. Dicke Schweißtropfen perlten von der Stirn. Der Kopf sank immer mehr vornüber und berührte fast die Brust, die kaum merklich atmete. Der Brief schloß:

„Also dies alles nur zu Deiner Information. Es hat ja, so fatal es ist, an sich nichts zu sagen. Der dicke Strich, den wir damals zogen, soll unverrückt bleiben. Es ist in den Jahren ein stilles, reiches Glück diesseits des Strichs aufgeblüht, und wehe dem, der dieses Glück zu stören sich unterfangen sollte. Mit schwerem Herzen habe ich die Feder zur ersten Zeile angesetzt — mit fröhlichleichtem Herzen komme ich zum Schluß und wünsche, daß meine Zeilen ein gleiches Herz in Dir vorfinden. In Treue Dein alter Lothar".

Rothkirch richtete sich aus seinem dumpfen Brüten hastig hoch.

„In seiner Hand? — Unerklärliches Verhängnis! — Aber — Bruderherz, du hast recht: Wehe dem, der dieses Glück stört!"

Er stand auf und zerriß das Schreiben in hundert kleine Fetzen und verstreute sie in die Rebstöcke hinein, während er kräftig ausschritt, zurück nach Prajano. Am Rathaus traf er auf ein paar junge deutsche Maler, die am Strand gearbeitet hatten und nun noch ein Gassenmotiv suchten. Er lud sie zu einer Karaffe Wein ein und landete mit den lustigen Gästen in heiterer Stimmung in der Osteria am Strand.

Auf der Fahrt nach Positano wurde nichts mehr. Rothkirch ließ ein reiches Mittagmahl herrichten und überließ die jungen Leute in Ulk und Scherz.

Frau Nataly hatte ihren Gatten in einer solchen Ausgelassenheit noch nie, auch in den ersten Jahren nicht gesehen und verlor sich wieder, trotz der Lustigkeit, die sie umbewunderte, in den Rätselgängen der alten Broniner Grübeleien, die immer mit der Frage endeten: Wo finde ich den Faden, der mich durch das Seelenleben dieses Mannes leitet?

* * *

Am Abend dieses Tages konnte Susanne nicht zur Ruhe kommen. Sie grübelte über ihren Vater nach und kam zuletzt immer wieder auf sich selbst zurück. Schließlich fand sie sich gar nicht mehr zurecht, schlug mit der Hand durch die Luft, als ob eine Mücke dort sie quäle, und schalt sich wirr und einfältig. Nächstens wurde sie zwanzig Jahre alt.

„Da könntest du aber wirklich wissen, verfuste Susi du", sagte sie bei sich, „was du eigentlich willst! Träumst mit offenen Augen in den hellen Tag hinein —"

Sie nahm Lottes Brief zum soundsovielten Male vor und las ihn wieder durch. Es war eine Leere darin, das hatte sie gleich beim ersten Mal empfunden. Ja — was hatte sie denn gehofft?

Wieder dies unklare Träumen über etwas, das ein Nichts war. Aber da fiel ihr Blick auf eine Zeile, und diese bekam plötzlich Leben.

„Tante Malchen grämt sich um Erich, meinen Bruder. Er schrieb vor acht Tagen eine Karte aus Marseille, seitdem ist er still!"

Susanne Rothkirch war von Bronin bis Amalfi wie in einem Schleier gegangen, der ihr den Blick umflorte.

„Dort grämt sich jemand um einen andern!"

Was lag in diesem Wort? — Sprachen hier nicht zwei Seelen miteinander, die Hunderte von Meilen auseinander waren und doch eins sein wollten?

Sie schloß die Augen, denn es war ihr, als rücke etwas vor ihrer Seele fort. Ein Windhauch fuhr in den Schleierflor und trieb ihn zur Seite, daß die helle Sonne hereinstrahlte, und in der klaren Ferne hob sich das Bild Erich Wölflins ab. Seine braunen Augen lachten sie an, mit derselben natürlichen Kameradschaft, wie damals beim Walzer unter den grünen Parkbäumen auf Bronin, und sie fühlte seinen Händedruck, so weich und doch derb, und das Blut schoß ihr in die Wangen.

Vor dem Spiegel sah sie, wie schön sie in dieser Röte war, und hatte nur einen Gedanken:

„Ja, ich will schön sein, immer frisch und schön — für ihn!"

Als sie einschlief, war es ihr, wie wenn ihre Seele auf ein lilafarbenes und brennendrotes Blütenfeld hinabglitt und weiche Lüfte sie kosten. Ein glückliches Lächeln verschönte ihr schmales Gesichtchen, und ein tiefer, traumloser Schlaf stärkte sie für ein seliges Erwachen.

15. Kapitel.

„Eine sehr empfindliche Frage, Herr Professor — darf ich Ihnen diesmal, na sagen wir: mit einer familiären Sache kommen? Sie haben uns ja nun so ein bißchen kennen gelernt — es geht um Fräulein Wölflin —"

„Ja, die Lotte —" Professor Ladenburg suchte einen Stuhl und wiegte den Kopf bedächtig hin und her. „Seit Tante Malchen Trautheim nicht mehr ist — mein Gott, wie lange ist es denn her, seit wir sie begraben haben? — Doch, es sind schon zehn Tage — das Mädchen hat ja seitdem fast den Verstand verloren. Spinnt sich da oben ein — ist nur noch ein Schatten — und der Bruder weit weg, der Vater tot — es ist ja ein Jammer!"

Freiherr v. Rothkirch war in tiefer Bewegung aufgestanden und an das Fenster getreten. Auf dem Hohenzollerndamm lag tiefer Schnee, und von dem dunkelgrau verhängten Himmel fielen weitere Milliarden Flocken herab.

Es war etwas Untröstliches in dieser bleifarbenen, lautlosen Schneestimmung.

„Das ist es, Professorchen — wir dürfen das Kind nicht allein lassen mit seinen schweren Gedanken. Wir müssen etwas tun. Oder vielmehr: wir haben schon Familienrat abgehalten. Meine Frau, Susanne, Evi — sie haben nur einen Wunsch, dem ich mich nicht weniger eifrig anschließe. Wir wollen Fräulein Wölflin bei uns haben — nein, nein, bester Professor" — wehrte er ab, als Ladenburg etwas einwenden wollte — „nicht als Gast mit halber Heimstätte. Wir kennen Fräuleins Abneigung gegen Müßiggängerei und ihren Wunsch, selbständig zu arbeiten und auf eigenen Füßen zu stehen. Sie will in den städtischen Schuldienst treten. Sie weiß nicht, daß das für ein junges, wachsendes Mädchen ein schwerer, aufreibender Dienst ist. Sehen Sie — da — nun rund heraus: ich möchte Fräulein Wölflin für meine Evi haben. Mademoiselle Fuchs verläßt uns in nächster Zeit — was dann? Sie sehen mich groß an, Herr Professor!"

„Nein, nein, ich verstehe vollkommen. Aber ich glaube schmerzlich, daß Lotte in ihrer jetzigen Stimmung von hier fortgehen wird."

„Also offen gesprochen, Sie würden mir nicht gefällig sein können? Nicht einmal bei Fräulein Wölflin anpochen?"

Ladenburg schwieg. Da richtete sich Rothkirch auf und runzelte die Augenbrauen. Seine Stimme hatte einen dunklen, fremden Klang.

„Aber Sie müssen, verehrter Herr Professor!"

Er ergriff Ladenburgs Rechte und preßte sie fest.

„Sie müssen wirklich, denn Sie wissen nicht, was uns das Mädchen geworden ist. Bestimmen Sie alles, wie Sie wollen. Jede Bedingung wird erfüllt. Bringen Sie uns" — seine Stimme wurde wieder väterlich warm — „bringen Sie uns Fräulein Wölflin ins Haus!"

Professor Ladenburg sagte zu, mit Lotte zu sprechen und nach Möglichkeit auf sie einzuwirken.

„Ich werde noch heute hinausgehen, Herr Baron. Es ist auch vielleicht das beste für die Kleine."

Aber der alte Herr klopfte auf taubes Gestein. Lotte Wölflin lebte nur noch einem Gedanken, ihrem Bruder.

„Ich kann nicht fort von hier, ich kann es nicht. Will man mir denn alles nehmen? Mutter, Vater, Tante Malchen und noch Erich? Ich muß bei ihm sein. Ach, Herr Professor, ich habe in einem fort eine so kalte Furcht, daß er vielleicht nicht wieder kommt!"

Sie schrie auf:

„Es liegt ein Unglück über unserer Familie!"

Dann versank sie wieder in das Schluchzen und Brüten, bei dem der Professor sie angetroffen hatte. Als er gehen wollte, sah sie ihn weich und wehmütig an.

„Herr v. Rothkirch war wie ein Vater zu mir, und ich könnte ihn manchmal lieben wie einen Vater, und seine Kinder sind die Treue selbst. Aber es ist etwas — ein fremdes Gefühl, was ich habe, das mir sagt: Du gehörst dort nicht hin! Nach dem einzig schönen Sommer auf Bronin ist es undankbar, so zu denken. Das weiß ich. Aber ich kann nicht anders, Herr Professor."

Ladenburg berichtete dem Freiherrn an demselben Abend Wort für Wort, was er mit Lotte Wölflin gesprochen. Der Freiherr war zuletzt aufgefahren. Obwohl man sich bei dem Schein der rot verhängten elektrischen Flamme täuschen konnte, hatte Ladenburg doch mit Bestimmtheit gesehen, wie das Gesicht Rothkirchs aschfahl wurde und seine Pupillen sich unheimlich vergrößert hatten. War durch Lottes Ablehnung das Ehrgefühl des Edelmannes, der nur zu befehlen gewohnt war, verletzt worden?

„Sie werden das dem Kind nicht übelnehmen, Herr Baron. Die Wölflins sind beide im Grunde zarte Gemütspflänzchen. Das weiß nur, wer sie genauer kennt. Und sind immer gefällig, dienstbereit, selbstlos, Lotte wie ihr Bruder — ich könnte nichts anderes sagen. Aber die Dinge liegen nun mal so, oder sagen wir besser: die Stimmungen. Wir wollen etwas warten, Herr Baron."

„O nein, ich nehme es dem Fräulein Wölflin nicht im geringsten übel, wie käme ich auch dazu? Ich danke Ihnen vielmals, Herr Professor, daß Sie sich noch einmal den Weg zu mir gemacht haben. Ja — ich will warten —"

Er sagte das mit schwerem Atem. Es ging ihm gewiß nahe.

Als Ladenburg gegangen war, setzte sich Freiherr v. Rothkirch an den Schreibtisch und stützte den Kopf in beide Hände.

„Du gehörst dort nicht hin? — Nein!" stöhnte er dumpf auf. „Ihr gehört dort nicht hin, Wölflins — ihr gehört dort nicht hin."

Er griff nach dem Telephon und sprach mit seinem Bruder.

„Ich komme also heute noch zu dir hinaus."

Für den nächsten Vormittag war Herr v. Saar gemeldet. Auf Bronin hatten die Ladenburgschen Baupläne eine größere Umwälzung hervorgerufen, als man anfangs gedacht hatte. Ladenburg hatte doch dem Drängen Erichs nachgegeben und die Bauten stark gegen das Herrenhaus vorgerückt. — „Vernünftigerweise!" sagte er später oft genug. Er hatte auch den Freiherrn auf die Konsequenzen aufmerksam gemacht. Rothkirch war mit allem einverstanden.

„Mit der Ruhe im Schloß ist es nun vorbei," lautete es im letzten Wochenbericht Saars. Darüber wollte der Freiherr mit ihm konferieren.

Saar war außer sich vor Freude, endlich einmal nach Berlin zu kommen. Bisher war jeder Versuch fehlgeschlagen. Auf seine schwierigsten Vorstellungen kam dasselbe gleichmütige Wort Rothkirchs: „Machen Sie es nach bestem Wissen, mein lieber Saar." Es war, um aus der Haut zu fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Feind.

Skizze von Walter Holle.

Kein Zweifel, Kapitän Petersen hatte sich nicht geirrt! Der andere hatte scharf zur Seite geblickt. Und doch hatte Petersen die Narbe an der Backe wiedererkannt. Was mochte der englische Kapitänleutnant Jack Taylor hier in dem kleinen Unterweserort? Alle Engländer waren doch längst über die Grenze gebracht oder in Ruhleben festgesetzt worden. Sollte er sich hier solange verborgen gehalten haben? Kaum möglich! Also mußte er kürzlich angelangt sein. Was aber wollte er? Petersen schlug sich vor die Stirn. „Ich hätte ihn fassen sollen," sagte er zu sich selbst. Er ging die Straße wieder zurück. Sie war leer.

Ein mutiger Mann war der Taylor. Das wußte niemand besser als Petersen. Alle Wetter, die Dezembernacht würde er sein Lebtag nicht vergessen, wo der dreißigjährige Engländer die Bremer Brigg „Sophie" so meisterhaft durch die Brandung geführt hatte. Das ist einer, der es mit dem Teufel aufnimmt, hatte Petersen damals gedacht. Wie der Kerl das Ruder in seiner Gewalt gehabt hatte. Ein Matrose war über Bord gegangen, und von der Verschanzung war ein Stück weggerissen worden. Aber sonst war der Kahn heil in den Hafen gekommen. Als Petersen damals mit kräftigem Händedruck für die Rettung seines Schiffes dem Engländer gedankt, da hatte jener mit dröhnendem Gelächter abgewehrt. „Hat nichts zu sagen, old boy. Meiner Mutter Sohn hat immer ein wenig Glück gehabt. Und dann, der alte Wassergott kann mir nichts anhaben; Britannia rules the waves! Ihr wißt doch." Und darauf hatte er sich seine Shagpfeife von neuem angesteckt.

Als sich Petersen jene Sturmnacht wieder ins Gedächtnis zurückrief, da fiel ihm ein, daß er sich über die Worte des Lotsen im Stillen doch geärgert hatte. Freilich, die Rettung seines Schiffes war Taylors Werk gewesen. Was stand fest! Aber wie jener den Dank hingenommen, das hatte ihm sein Herz verwundet. Ja, jener hatte es damals ausgesprochen, was eigentlich alle Bewohner des Vereinigten Königreichs dachten. Daß nämlich der Herrgott seinen lieben Engländern stets eine Extrawurst braten müsse! Das war es. Und darüber sollte er sich als Deutscher nicht ärgern!

Kapitän Petersen wurde wütend. Und er bohrte sich in seinen Erinnerungen fester. „Meiner Mutter Sohn hat immer ein wenig Glück gehabt." Das hatte ihn damals noch nicht so arg gekränkt. Aber jetzt, während des Krieges, hatte Petersen, der eigentlich sonst kein Grübler war, über manches nachgedacht, was ihm an den Engländern, mit denen er in Berührung gekommen, mißfallen hatte. Und in den Zeitungen hatte er darüber jetzt manches wissenschaftlich bewiesen und erhärtet gefunden, was ihm bisher nur dunkel sein Gefühl gesagt hatte. „Glückskinder, Glücksritter, Abenteurer, Freibeuter sind sie alle, mehr oder minder, die Herren Briten," rief es da plötzlich in seiner Seele, „mutig zwar, aber doch Abenteurer, die auf die anderen, die emsig Stein auf Stein fügend das Werk langsam wachsen ließen, übermütig herabsahen. Und er fühlte es plötzlich wie eine Offenbarung: der Lotse Jack Taylor ist dein Feind; der Feind deines innersten Wesens und der Feind deines Volkstums, von dem du auch ein Teilchen bist.

Und während er weiter nachdachte, da wußte er auch, was jener beabsichtigte. Vor hier aus war es nicht weit zu den Werften, auf denen vielleicht an neuen Waffen für die Marine gearbeitet wurde. Vielleicht gab es in der Strommündung doch noch irgend eine Stelle, die nicht hinreichend geschützt werden konnte? Und wenn es auch wohl schwierig war, diese ausfindig zu machen, so reizte das den Wagemut am Ende um so mehr. Petersen hörte im Geiste den Lotsen lachen über die deutschen Tröpfe, die mit ihrem Bienenfleiß so emsig gearbeitet hatten, und die um den Preis ihrer Mühe gebracht wurden, nur weil andere kühner waren. Und er ballte drohend die Faust.

Sollte er Anzeige machen oder sich wenigstens Beistand sichern? Er verwarf den Gedanken wieder. Es durfte keine Zeit verloren gehen. Und am Ende hatte jener gar schon erfahren, was er wünschte, und sich beeilt, seine Beute in Sicherheit zu bringen. Petersen wollte allein handeln. — Wohin konnte der Lotse gegangen sein? Ein Zug fuhr in der Nacht nicht mehr. Sollte er hier in einem Gasthaus Wohnung bezogen haben? Dann war es aber auch klar, daß er sich, seitdem er sich erkannt wußte, so schnell wie möglich entfernen würde.

„Ich werde nach dem Strand hinuntergehen," sagte sich Petersen. Die engen Straßen waren menschenleer, und nachdem er einige Villen hinter sich gelassen, fand er den Weg erleuchtet nur durch den Mond, der heute Nacht besonders hell schien.

Bald hörte er den Strom leise plätschern, und sein Tritt versank in dem weißen Sand.

„Kehr um!" sagte er sich, „du weißt nicht, ob du dich überhaupt geirrt hast, und außerdem hast du keine Waffen." Aber eine andere Stimme in ihm sprach: „Sei kein Feigling! Auch du kämpfst für dein Vaterland."

Und plötzlich sah er zwischen dem Kies ein Boot, halb auf den Strand gezogen, und daneben — Taylor.

„Yes, old boy," rief dieser, „was soll's, daß Ihr mir nachspürt, Kapitän Petersen? Denkt, daß wir gleich offen und ohne Winkelzüge miteinander reden."

Petersen bemeisterte seine Ueberraschung. Ruhig und fest antwortete er: „Herr Lotse, was machen Sie hier?"

„Was geht Euch das an?" gab jener spöttisch zurück.

„Als Deutscher habe ich wohl ein Recht, Euch zu fragen, was Ihr in der Nacht treibt."

„Wie Ihr seht, bin ich im Begriff, Euer ungastliches Land in diesem Augenblick zu verlassen. Und," hier nahm er eine herausfordernde Haltung an — „wenn Ihr, wie es den Anschein hat, mich daran hindern wollt, so bedenkt, daß ich jünger und stärker bin als Ihr. Und ich möchte Euch kein Leids antun."

„Ich will den Hohn in Euren Worten nicht hören, Taylor, und Ihr mögt mit Heil reisen, wenn Ihr mir auf Ehre und Gewissen erklärt, daß Ihr nichts Unrechtes gegen mein Land getan habt."

„Ein Engländer tut überhaupt nichts Unrechtes," gab der andere überlegen zur Antwort und machte sich daran, das Boot vom Ufer zu lösen.

„Ihr bleibt, Taylor!" rief Petersen, und stellte sich vor ihn.

„Aus dem Weg da!" schrie Taylor, und warf ein Notizbuch ins Boot. Siedendheiß durchschoß es Petersen, und in Sekundenschnelle fuhr es durch sein Hirn. In einigen Tagen vielleicht werden britische Kriegsschiffe hier in der Nähe durchbrechen und an Bord des Flaggschiffes wird der Lotse stehen und lachen über den dummen, weichherzigen deutschen Michel. Und in hellen Scharen wird es sich über die Küstenstadt ergießen und siegjagt wird es triumphieren, das Volk der glückhaften Abenteurer. — Und seine Faust fuhr an die Gurgel des Engländers.

„Damned Dutchman!" brüllte der Lotse. Dann warf er sich auf Petersen, und seine Hände schlossen sich um die Kehle des Kapitäns.

Petersen fühlte seine Kräfte schwinden. Der andere war stärker. „Hilfe!" rief Petersen, dann sank er zu Boden. —

„Wer ruft Hilfe? Einer hat englisch gesprochen. Da — das Boot! Halt!" Ein Schuß rollte über das Ufer. Und noch einer. Der im Boot tat einen Aufschrei und ließ die Ruder fallen. —

Neben Petersen kniete der Führer der Strandpatrouille. „Schnell, Leute, etwas Kognak, der alte Mann lebt noch. Vielleicht kann er uns sagen, warum der mit dem Boot so schnell davon wollte." Man reichte das Verlangte, und nach einigen Minuten schlug Petersen die Augen wieder auf.

Flüsternd und in abgebrochenen Sätzen gab er dann seine Erklärungen.

„Ich denke, wir sind zur rechten Zeit gekommen," meinte der Führer. Dann wandte er sich an einen seiner Leute. „Und der im Boot ist ganz tot?"

„Zu Befehl, Herr Wachtmeister. Und das Buch hier, scheint mir, so viel ich davon verstehe, Aufzeichnungen über deutsche Minenfelder zu enthalten."

Da trat ein Glanz in das Auge des Kapitäns. Und aufatmend sagte er: „Ich habe seinen Tod nicht gewollt. Aber er war der Feind meines Volkes. Und darum auch mein Feind. Und lachen soll keiner über unser Deutschland, am wenigsten ein Engländer!"

— Die kleine Hanna. Die kleine Hanna sitzt mit Vater und Mutter beim Kaffee. Ein Gewitter ist im Anzuge. Hanna hat schon viel süßen Kuchen gegessen, aber ihr lederhaftes Mäulchen will noch mehr. Die Mutter jedoch will ihr keinen Kuchen mehr geben und sagt sehr ernsthaft: „Daß du mir kein Stück nimmst, sonst schimpft der liebe Gott". Aber bald kann Klein-Hanna der Versuchung nicht widerstehen, und als Vater und Mutter eben nicht hinsehen, packt ihr kleines Fäustchen schnell ein saftiges Stück. Da aber rollt dumpf und dröhnend der Donner durch die Luft. Hanna läßt ganz erschrocken den Kuchen fallen und sagt verdutzt: „Aber lieber Gott, um son kein Tück ein so groß Spektakel!"

— Druckfehler. Und da tat der Sänger einen grimmigen Schwur: „Wenn du mich nicht erhörst, Johanna, dann tu ich uns beiden ein Lied an!"

— Unter Freundinnen. „Hast du schon gehört, daß ich in einer Woche zwei Anträge bekommen habe?"

„Ich bin ganz entzückt, Liebe. Da bist du also richtig Universalerbin deines Onkels geworden!"

— Schlußfolgerung. Der kleine Hugo: „Mutter, weißt du, drüben bei Barons ist aber auch alles adelig, sogar das Wasser heißt bei ihnen „von Täne"."

Schipperleben im Osten.

Von Hans Gnelar.

Um vier Uhr morgens gellt das „Aufstehen" des Unteroffiziers durch die als „Schlafsaal" hergerichteten Stallräume, in denen auf Stroh sanft gebettet, eine Kompagnie Berlin-Charlottenburger Schipper von der Heimat am grünen Strand der Spree träumt. Schlaftrunken erhebt sich einer nach dem anderen von der bunt zusammengewürfelten Schar, wie ein Sirenengeheul tönt das langgezogene Gähnen aus zweihundertfünfzig rauhen Kehlen durch die Schlafräume, in denen in friedlichem Beieinander Rucksäcke, Militärmützen, Litewken, Drillichanzüge, riesige Schaftstiefel zusammen mit — leider meist schon mehr als zur Hälfte geleerten — Feldpostpaketen ihr Dasein fristen. In zehn Minuten wankt bereits fröstelnd und leise Segenswünsche über die Morgenkühle murmelnd eine vermummte Gestalt nach der anderen in den Hof, wo jetzt am Brunnen ein gar vielgestaltiges Waschen anhebt. Reinlichkeitsfanatiker stülpen prustend den Kopf in das als Eßnapf und Waschbecken gleichermaßen benutzte Emailnäpfchen. Andere Gemäßigtere, glauben ihrer Pflicht mit einem kühnen feuchten Strich über Nase, Mund und Ohren vollauf Genüge getan zu haben. Inzwischen beleben sich auch andere Teile des Hofes. In der einen Ecke dampfen Kessel von gewaltigem Umfang, aus denen der Kompagniekoch mit gönnerhafter Herablassung den heißen Kaffee mit dem Schöpflöffel in die ihm mit Nachdruck entgegengehaltenen Blechbecher der stürmisch ihren Morgentrank heischenden Kameraden gießt. Draußen aber, am Torgatter drängt sich unter weithin schallendem Geschrei eine dichte Menge jüdischer Händler, Männer und kleine Knaben, alle im langen Kaftan und mit Stirnlocken. Viele der Männer hohe schlanke Gestalten mit feingeschnittenen Zügen und kräftigem Bartwuchs. Die Jungens bereits in hohen Stiefeln, die ihnen recht um die Beine schlenkern, und an Geschäftstüchtigkeit den Alten nicht nachstehend. Dazwischen Frauen und Mädchen mit Kopftuch und großem Marktkorb am Arm. Was feilgeboten wird? Fragt lieber, was unsere rührigen Händler nicht heranschleppen? Da schallen dem Soldaten, der den dampfenden Kaffeebecher in der einen Hand, kritischen Blickes die geräuschvolle Schar abschreitet, entgegen die Anpreisungen von zartem, weißem Semmel- und Hörnchengebäck, Schokolade, Apfelsinen, Zitronen, Streichhölzer, Zigaretten, Stiefelwichse, Bonbons in allen Farben spielend, und endlich „Jeika, Jeika", die in großer Menge angebotenen rohen und gekochten Eier. Jeden Morgen von neuem bietet auf diesem freien Markt die Preisfestsetzung neue ungeahnte Schwierigkeiten; auf beiden Seiten wird mit erheblichem Stimmaufwand und dem Hinweis auf angeblich früher bezahlte Preise versucht die Preisbildung zu beeinflussen. Auch hier gibt es Hausse und Baisse der wichtigsten gehandelten Artikel und Preissteigerungen um 2—3 Pfennig für Eier bilden den Gegenstand langer und besorgter Diskussionen der auf eine Baisse spekulierenden Schipper im Schlafsaal und auf dem Marsch. Ist des Leibes erste Begehr gestillt und auch der Brotbeutel mit den lockenden Artikeln der Händlerschaar gefüllt, dann ist es auch Zeit zum Antreten geworden. Bewaffnet mit Spaten, Kreuzhacke, Säge und Beil, den Brotbeutel und die noch in aller Hast gefüllte Feldflasche umgeschnallt, harren die Schipper in Reih und Glied des Morgengrußes der Kompagnieführer, dem das Verlesen der langen Reihe gewichtiger Befehle und Verordnungen folgt, die vom Feldwebel mit derbem Humor kommentiert werden. Und dann gehts mit klingendem Spiel — die Berlin-Charlottenburger haben sich, veranlaßt durch ihren musikfreudigen Kompagnieführer, eine hübsch zusammengestellte Kapelle geleistet — zur Arbeit, hindurch durch das Händlerspalier, hindurch durch die engen Gassen des kleinen polnischen Marktstädtchens. Vor den Geschäften auf den Stufen hocken langbärtige Greise, die den Zug schmunzelnd betrachten, und aus der Tür eines jeden der niedrigen baufälligen Häuschen drängen sich ungefähr dreimal so viel Menschen, als ein aufmerksamer Beobachter Bewohner in ihnen nach Maßgabe der Raumverhältnisse vermutet hätte. Ueber das holprige „Pflaster" und das nicht zu vertilgende, anscheinend mit liebevoller Sorgfalt gehütete, quer über die Straße laufende, einen halben Meter tiefe Schmutzgerinnsel, über das jeden Morgen mit einem kühnen Sprung hinweggesetzt wird, geht es über die verstaubte Chaussee und dürres Ackerland mit wenigen, trostlos mageren Rüben zur Arbeitsstätte.

* * *

Hoch steht die Sonne bereits am Himmelszelt, und das lustige Gewimmel der Schipper, die ihre Schützengräben aufwerfen, Unterstände ausheben, Baumstämme, Rasenstücke und Reisig im Schweiße ihres Angesichts heranschleppen, beginnt allmählich zu erlahmen. Hörbar knurren die Magen, und mancher verstohlene Blick fliegt nach der Uhr. Noch wenige Minuten und es ertönt erst zaghaft noch und vereinzelt, dann kräftiger und im Chore und schließlich brausend wie eine Jubelfanfare das geflügelte Wort: „Fünfzehn, fünfzehn!" Dieser angeblich aus der Kommißwirtschaft übernommene Ausdruck bedeutet, daß es Zeit ist, eine Eßpause eintreten zu lassen und, um im Schipperjargon zu bleiben (lohnende Arbeit hier für Sprachforscher!) „Kruke" zu machen. Zur Erde fliegen die erhobenen Schippen und die anderen zum Streich noch angesetzten Werkzeuge, und im bunten Gewimmel stürzt alles aus den Gräben auf die Brotbeutel zu. Eine halbe Stunde lang hört man nur das Knirschen von kräftigen Schipperzähnen, die dicke Scheiben Kommißbrot mit unleugbar gutem Appetit zermalmen. Nach Ablauf dieser Frist beginnt die Arbeit wieder, bis der Tag sich neigt und von neuem der befreiende Ruf „Fünfzehn" erschallt, der diesmal bedeutet, daß es Zeit ist, den Heimweg anzutreten.

* * *

In den Hof des Unterkunftsgebäudes wird wieder mit schmetternder Musik und, schmerzen auch die Glieder von der vielen ungewohnten Arbeit, in strammer Haltung und gleichem Schritt und Tritt eingezogen. Abermals vernimmt dann das willige Ohr einige Verordnungen der höheren Obrigkeit und die Ansagen der etwa für den Abend noch angesetzten, bei den Vorgesetzten anscheinend mehr als bei den Schippern beliebten Appelle. Auf das Kommando „Wegtreten" stiebt alles auseinander, um zunächst die im Laufe des Vormittags sortierte Feldpost zu empfangen. Wer die aufrichtige Freude sieht, mit der unsere Schipper ihre Nachrichten und Pakete aus der Heimat begrüßen und die deprimierte und unlustige Stimmung beobachtet, die sich der Truppe bemächtigt, wenn infolge der Ortsverschiebungen, denen die Armierungstruppen des öfteren unterworfen sind, die Feldpost zwei Wochen gänzlich ausbleibt, der wird nur wünschen, daß unsere Feldpost, die ja sonst im großen und ganzen ihren Riesenaufgaben gerecht wird, diese feldpostlose, schreckliche Zeit nach Möglichkeit abkürzt. Denn wie die mit verdorbenen Lebensmitteln ankommenden verspäteten Pakete dem Magen, so tut das zeitweise gänzliche Abschneiden der Verbindung mit der Heimat der Seele weh. Nach der Postverteilung kommt der Hauptakt des Tages, das warme Essen, zu dessen Empfang die Schipper mit ihren Emaillenäpfen an den großen Kesseln vorbeidefilieren.

* * *

Abends bietet der geräumige Hof ein romantisches Bild. Kleine Trupps verlassen geschlossen den Hof, um in die Stadt zu ziehen, um deren Genüsse, bestehend in einer Flasche schalen russischen Bieres oder eines Glases weit besseren Tees, auszukosten. Andere ziehen es vor, zurückzubleiben. Dann spielt die Musik flotte Weisen, umdrängt von den Schippern, die, so gut sie es vermögen, mitsingen und -pfeifen, sich aber auch praktisch nützlich dadurch erweisen, daß sie ihre elektrischen Taschenlampen auf den Notenblättern der Musikanten spielen lassen, denn seine Beleuchtung muß sich in dem polnischen Städtchen, das außer dem lieben Monde keine Beleuchtung der Straßen usw. kennt, ein jeder anspruchslose Fremdling selbst mitbringen. Ueberall zerstreut im Hofe haben sich wieder andere gleichfalls nützlicher Beschäftigung hingegeben. Hier rasiert sich ein ganz Kultivierter, dort fällt ein Haarbusch der Maschine des Kompagniefriseurs zum Opfer und wandelt sich zur soldatischen Dreimillimeterfrisur. Jener kühlt sich die vom Marsch wunden Füße, und dieser hält noch einmal gründliche Körperwäsche ab. Daneben werden, so gut es noch geht, Briefe und Karten nach Hause und an liebe Freunde, die die leise Hoffnung auf Erwidern dieser Höflichkeit durch Absenden eines Paketes erwecken, geschrieben. Träumer liegen mit verschränkten Armen im Grase und denken der Zeiten wo noch nicht Kriegslärm die Welt durchtobte und der unausgebildete Landsturm noch in dem frommen Wahn seiner Entbehrlichkeit lebte. Um 9 Uhr bricht das Idyll ab. Langsam leert sich der Hof. Die Stadtgänger kehren zurück, die Wache bezieht ihre Posten, und bald herrscht tiefe Stille in der polnischen Behausung der Berliner Schipper.

— Echt kindlich. Mutter: „Komm, Else, du wirst jetzt gebadet." Else (mißtrauisch): „Ja, baden schon — aber nicht waschen!"